

Wissenschaften in Frankreich heimlich fühlen wird.

Die nächste Nummer des „Fremden-Blatt“ wird Montag nachmittags ausgegeben.

## Femmelton.

Wien — bleibe Wien.

Von Prof. F. v. Delbegg.

Behalte, was du hast!  
Plautus.

Es war ein schmeichelflaches Urteil, das jüngster Tage ein vornehmer Ausländer fällte, der, nach dem Kriege zum ersten Male wieder in Wien weisend, also zu mir sprach: Ich bin angenehm überrascht, ja sehr erstaunt, zu sehen, wie wenig sich Wien eigentlich verändert hat; ich war auf viel mehr und weit Schlimmeres gefaßt. . . . Und der Mann kam keineswegs aus Berlin! Aber, über den Franzosen- und Dürsting prominentierend, ließen mit die architektonischen Schönheiten der Palastbauten wieder einmal ihre Wirkung tun und — ja, ja, der Fremde hatte ganz recht: Wien ist, wenigstens an dieser Stelle, bisher Wien geblieben.

Ich hütete mich, den Fremden in seinem Urteile irre zu machen. — Sie taten mit so wohl, seine Worte. Aber ein bißchen beschämt fühlte ich mich doch in meinem Innern, wie einer, dem ein unverdientes Lob zuteil geworden ist. Wir verabschiedeten uns dann und ich bestieg eine Straßenbahn, um durch eine unierer belebtesten Vorstadtstraßen nach Hause zu fahren. So hielt denn des Fremden Urteil auch wirklich bei mir noch ein Weilschen nach. . . . Nicht allzu lange. Ein erster Wortwechsel riß mich alsbald aus meiner behaglichen Estimmung. Wieder einmal waren zwei Jahrgänge aus einer Mithigkeit willen in argen Streit geraten: Ich glaube, daß der eine dem anderen auf den Fuß getreten war, ohne sich zu

deutsche Volk bedeuten.

entschuldigen. Und ich mußte daran denken, wie vergleichlichen Zufälle in früheren Jahren sich abzuspielen pflegten: „nischuldigen schon, is' mit gem' g'sch'n.“ „Wacht n'z, kann bei der Drängeret ein' jedem passieren.“ Diesmal aber slog dem einen der „Trottel“ an den Kopf und dem anderen wromp' eine nach solcher Apoptrophe nicht ganz unverbiente, jedoch kränkende Aufforderung. Wien biltes doch nicht Wien, so mußte ich mir kleinlaut eingestehen, wenigstens in seinem Innern nicht! — Und diese innere, ach so besagene Werdung, sollte sie nicht auch irgendwie im Außen sich ausdrücken, sollte das Anklitz nicht abspiegeln, was in der Seele vor sich geht? Raum glaublich! Und siehe da: Ich brauchte nicht lange auf einen Beleg zu müssen, auf einen Beleg, der soziologischen Folgerung warten zu müssen, dem Innern und Außen des in die Brüste schlingung d'wischen dem Innern und Außen und den die Brände begriffenen Wien, an sich belanglos und dennoch. . . . Was für ein häßlicher Fegen flatiert dort über einem der eleganten Geschäftsvortate und sucht vergeblich zuzudecken, was aus seinen Löchern hervorlugt: Einen kaiserlichen Adler des ehemaligen Hoflieferanten. Als vor kaum Monatsfrist an dieser Stelle einer der gewissen Wagen mit den vergoldeten Radspeichen aufsteht — mit welchem devotionalen Schauer wurden wohl damals seine Insassen empfangen, und jetzt? Ein Fegen über dem Symbol soll diese Erinnerung vor den Augen der Vorbeigehenden schamhaft verfrühen. Nur verhüllen freilich; die Hülle löst sich ja leicht wieder eisernen, denn: „Wir kann doch mit müssen. . . .“ Und gar nicht weit davon bemerkte ich wieder das Schiß einer Tabaktraut: Ihre Eigentümerin hat das kompromittierende Doppel-ell samt dem gefiederten Emblem darüber roh mit Delfarbe überstrichen. . . . Kleinigkeiten, lauter Kleinigkeiten — hervorgehoben v'elsticht durch die Vorsicht einiger altzu behretivolliger Gemüter. Und dennoch, es liegt darin die Gestalt eines Uebertreifers, der leicht verhängnisvoll werden kann Greißt dieser Uebertreifer durch, und es hat den Anschein, als

werden. Das deutsche Volk aber wird heute zu beneiden

ob dem so werden wollte, dann müßten wir uns auf Schlimmeres und Größeres gefaßt machen, und davon nun will ich hier reden.

Nicht Firmenscheiber mit kaiserlichen Emblemen sind es also, um die es geht, wohl aber Werke der Kunst, Bahnscheiben einer ganzen verflochten Kulturperiode, um die es gehen könnte. Was bestigt Wien nicht an öffentlichen Bauwerken, an Monumenten aller Art und vom größten Kunstwerke, die sämtlich in ihrer Entstehung sowohl als in ihrer äußeren Erscheinung aufs innigste verknüpft sind mit Wiens monarchischer Vergangenheit! Steinerne und erzene Zeugen einer heute „übermundenen“, ja geschmähten Zeit. Es hat vielleicht keine Not mit all den Werken, die einer älteren Periode angehören, denn sie sind der unmitelbaren Leidenschaft entrückt, und, letzte Konsequenzen zu ziehen, ist kaum Sache der Zeitlichkeit. So logisch es an und für sich auch wäre. Was sehet uns in dieser Hinsicht zum Beispiel, was zu Karl VI., zu Maria Theresias, ja selbst zu Josef II. und Franz I. Zeiten an „monarchischen“ Werken in Wien geschaffen worden ist? Sie gehören alleamt schon längst der Geschichte an, als jene Ereignisse reisten, um derenwillen wir heute unsere gewaltsame Umwälzung erleben. Anders aber steht es schon um die Zeit Franz Joseph I. Was müßte nicht alles getilgt, was nicht verschwinden gemacht werden, wenn man wirklich alle Erinnerung an diesen Kaiser austrotten, jedes Gefühl der Verehrung, ja selbst nur der gerechten Würdigung für ihn erlöschen wollte? Entstand doch seit der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts kaum ein Bauer von Bedeutung, das Franz Josephs Namen nicht auf einer Inschrifttafel trägt, und sind doch zahllose Werke darunter, die ihm geradezu gewidmet worden sind, oder auch solche, die er selbst gewidmet hat. Und dann die Denkmale. Können wir uns vorstellen, daß auch nur ein einziges von ihnen abgetragen werden würde? Daß das Schicksal der

19. 1. 1910

MD